



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unger, J. von: Mein Freund der Nihilist : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Mein Freund der Nihilist.

Von J. von Unger.

(Schluß.)



Ich erkenne meine Verpflichtung dazu, erwiderte ich, in vollem Umfange an, aber keineswegs die Verpflichtung, Ihnen auf Ihren Wegen zu folgen. Denn, Hand aufs Herz — können Sie denn im Ernst glauben, daß der von Ihnen geschaffene ideale Zustand auch nur acht Tage lang Bestand haben werde?

Gewiß! Ist er da, dann wird die Menschheit so weit sein, ihn zu ertragen und ihn aufrecht zu erhalten.

Und wie wollen Sie verhindern, daß z. B. der Unterschied zwischen Arm und Reich binnen kurzem wieder eintritt?

Wie soll das kommen? Jeder erhält, was er braucht, im günstigsten Falle etwas mehr; wie soll er es machen, um Borräte anzuhäufeln, und wozu sollte er es thun?

Nun, um sie seinen Kindern zu hinterlassen.

Ganz recht; aber das schneiden wir auf sehr einfache Weise ab: wir beseitigen das Erbrecht.

Das ist freilich gründlich.

Es geht nicht anders. Und auf der andern Seite ist es weit weniger hart, als Sie denken. Denn auch die Familie und das Verhältnis der Eltern zu den Kindern wird sich völlig umgestalten.

Wodurch?

Was ist die Grundlage der jetzigen Familie?

Nun, die Ehe.

Und wenn wir diese abschaffen?

Sie wollen die Ehe abschaffen?

Allerdings, wir werden die Axt an die Wurzel legen.

Grenzboten IV. 1885

Gott behüte uns! Und was soll an deren Stelle treten?

Die Vereinigung in freier Liebe.

Die Vereinigung in freier Liebe! Klingt sehr poetisch, das — aber wie lange soll das Ding dauern?

So lange die Liebe selbst dauert.

Das heißt: so lange bis der Mann die Frau satt hatt, oder sie ihm davonläuft.

Allerdings.

Um Gotteswillen, Herr Doktor, wenn das Ihre Frau hört!

Seien Sie unbesorgt — sie ist ausgegangen. Übrigens werden wir das auch schwerlich noch erleben.

Gott sei Dank! Aber eins sage ich Ihnen noch, entsetzlich viel Mord und Totschlag wird es bei Ihrer freien Liebe geben!

Durchaus nicht. Wenn die Menschen in der Idee der völligen Freiheit des Mannes und des Weibes aufgewachsen sind, so werden sie diese gerade so natürlich finden wie jetzt das Vorurteil, welches für beide eiserne Netten schmiedet. Die Ehe mit ihrem Zwange führt jetzt nur zum Ehebruche und zur schlimmsten Immoralität. Fällt das eiserne Gesetz, so fällt damit auch dessen tägliche und stündliche Übertretung — ist das nicht der weit edlere Zustand?

Freilich, wenn Sie die Gesetze abschaffen, so hören damit auch die Verbrechen auf — das Mittel ist einfach und sicher. Aber es muß Ihnen doch so klar sein wie mir, daß ein geordnetes Zusammenleben der Menschen ohne das Institut der Ehe und der Familie völlig undenkbar ist.

Wiederum ein landläufiges Vorurteil, welches die Wissenschaft längst in die Kumpelkammer geworfen hat.

Das ist mir freilich neu. Aber wenn die Wissenschaft die Familie in die Kumpelkammer wirft, wer sorgt dann für die Kinder?

Das thut die Gemeinde, falls es die Eltern nicht selbst wollen.

Sieh, sieh! Der Nackter von Staat! Bisher nahm er nur — nun wird er gar der Allerveltzwohlthäter und Versorger! Dennoch, lieber Herr Doktor, hat ihre Rechnung ein böses Loch. Sie werden mir zugeben, daß das Institut der freien Liebe die Vermehrung des Menschengeschlechts außerordentlich begünstigen wird.

Das ist mehr als wahrscheinlich — aber was schadet es?

Sa wohin mit all den Menschen?

Raum für alle hat die Erde.

Das sagt Schiller, aber nicht die Wissenschaft.

Gerade die Wissenschaft sagt es. Sie lehrt uns, daß noch ganz ungeheure Strecken der Erdoberfläche unbaut daliegen. Diese wird man kultiviren und wird auf lange Zeit hinaus gesichert sein.

Gut. Aber wiederum wird der Moment eintreten, wo auch die ganze

kultivierte Erdoberfläche nicht mehr ausreicht, alle die Sprößlinge der freien Liebe zu ernähren. Was dann?

Auch dafür weiß die Wissenschaft Rat: die Agrikulturchemie wird uns lehren, dem Boden unendlich mehr abzugewinnen als jetzt, und wenn das Bedürfnis sich um das Zehnfache gesteigert hat, werden die Mittel zu seiner Befriedigung um das zwanzigfache vermehrt sein.

Die gute Wissenschaft! Indes Liebig hat doch auch seine Grenzen, es wird der Tag kommen, wo wiederum der Menschen zu viele sein werden.

Dann wird die Wissenschaft uns lehren, die Menschen zu ernähren auch ohne Ackerbau und Viehzucht, durch direkte Benützung der in der Natur vorhandenen Stoffe.

Ach so! Dann heißt es auf der Speisefarte: Nitrogen au naturel mit Sauce oxygène! Guten Appetit! Und wenn nun eines schönen Tages aller Stickstoff und aller Kohlenstoff nicht mehr ausreicht, die Menschen satt zu machen, oder wenn Mangel an Raum eintritt — was dann!

Nun, sprach Dr. N. sich stolz aufrichtend, dann wird die Wissenschaft Mittel finden, der weitem Vermehrung des Menschengeschlechtes Schranken zu setzen. Es giebt nichts, absolut nichts, was die Wissenschaft nicht imstande wäre zu leisten! —

Kein Zweifel — es war ihm völliger Ernst mit diesem Erimus sicut Deus. Er hatte meinen erstaunten Blick bemerkt und fuhr lächelnd fort:

Sie verspotten mich innerlich — das beweist wiederum nur, daß Sie absichtlich die Augen schließen. Würde nicht Pythagoras ungläubig den Kopf geschüttelt haben, wenn ihm Ubaris, jener hyperboräische Priester, der von Upsala nach Kroton gekommen war, um ihn zu hören, gesagt hätte: In dreitausend Jahren wird man das Meer mit Schiffen ohne Segel befahren und die Luft mit Rähnen von Eisen; man wird den Weg von meiner Heimat bis zu dir in weniger als drei Tagen zurücklegen; man wird auf meilenweite Entfernung Menschen töten und Mauern niederwerfen; man wird seine Gedanken schneller, als Phöbus' Rossenwagen dahineilt, den Bewohnern der fernen Atlantis mitteilen; man wird auf dem Monde fast die Bewohner erkennen und auf der Erde Wesen, von denen Millionen auf einen Kubitzoll gehen; man wird den Tritt einer Fliege hören und genau nachweisen, aus welchen Stoffen die fernsten Sterne bestehen. Glauben Sie mir: das, was ich von der Wissenschaft verlange, ist weit weniger als das, was sie bereits geleistet hat; wir wundern uns nur nicht darüber, weil wir es alle Tage sehen.

Lassen wir den Streit über die Grenzen der Wissenschaft. Es hat sich im Laufe der Zeit unendlich vieles geändert, und noch vieles wird sich ändern. Aber eins ist seit Adams Zeiten im großen und ganzen und auch im kleinen dasselbe geblieben: der Mensch. Und darum wird es auch in Ihrem Zukunftsstaate Menschen geben, die nicht mit der Glückseligkeit zufrieden sind, welche

Sie ihnen bieten, sondern die sich gegen die bestehende Ordnung auflehnen. Was werden Sie mit diesen anfangen?

Ich glaube nicht, daß irgend jemand sich gegen die bestehende Ordnung auflehnen wird.

So! Meinen Sie z. B., daß ich meinen Rock noch richtig am folgenden Tage wiederfinden werde, wenn ich ihn abends vor der Hausthür liegen lasse?

Wer sollte ihn nehmen, da jeder einen Rock besitzt?

Das ist wahr. Aber wenn mir nun jemand eine Ohrfeige giebt?

So wird die Sache friedlich durch beiderseits erwählte Schiedsrichter geschlichtet.

Und wenn er mich totschlägt und ich keinen Schiedsrichter mehr wählen kann — wie strafen Sie ihn?

Einen Menschen, der einen andern tötet, trifft überhaupt keine Strafe. Er ist in unsern Augen ein Verrückter und wird ins Irrenhaus gesperrt, bis er wieder vernünftig ist.

So! Und bekommt dort Wein und Zigarren, so viel er will? Da werden Sie wenig Heilungen Unvernünftiger erzielen.

Wir werden sehr streng sein, ja nötigenfalls im Interesse des Ganzen so weit gehen, dem Verrückten das Leben zu nehmen.

Was — das Leben zu nehmen?

Unbedenklich — aber nicht auf grausame Weise wie jetzt, sondern schmerzlos und rasch, mit den Mitteln, welche die Wissenschaft an die Hand giebt, z. B. im Schlafe mittels der Elektrizität.

Aber lieber Herr Doktor, das läuft ja einfach wieder auf die heimlichen Hinrichtungen auf der Seufzerbrücke hinaus, deren Stelle wir jetzt mit so großem Vergnügen gegen ein Trinkgeld betrachten.

Darin irren Sie. Wir werden sehr selten in der Lage sein, eine Gesetzesübertretung ahnden zu müssen; denn je einfachere Verhältnisse und je weniger Gesetze, desto weniger Verletzungen derselben. Und das ist ein unendlicher Vorteil.

Gut. Denken wir uns einmal den Staat möglichst gesetzlos. Aber auch in dem gesetzlosen Staate muß doch irgend etwas vorhanden sein, was dem Menschen zur Richtschnur dient, und ein Antrieb, das Gute zu thun und das Böse zu lassen.

Gewiß: die Moral und das Gewissen.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor, jetzt kommt der Fuchs zum Lohche heraus: ohne ein Gesetz, und wenn es auch kein bürgerliches, sondern nur ein Moralgesetz ist, und ohne einen starken Antrieb, das Gesetz zu halten, können Sie trotz aller Einfachheit der Verhältnisse nicht fertig werden.

Das wollen wir auch garnicht — im Gegenteil, wir erwarten alles von der Moral und dem Gewissen; wir wollen Menschen, die nicht aus Furcht vor dem weltlichen Richter das Böse unterlassen und aus Egoismus das Gute thun,

sondern deshalb, weil die Moral und das Gewissen es vorschreibt. Ist nun unser Standpunkt der idealere und höhere, oder der, auf welchem Ihre jetzige Welt steht?

Unzweifelhaft der Ihrige — leider nur ein völlig undurchführbarer.

Mit welchem Rechte behaupten Sie das? Er kann durchgeführt werden, und er wird durchgeführt werden. Und umso leichter und sicherer wird das geschehen, als der Moralkodex der nihilistischen Welt nur aus einem einzigen Satz bestehen wird.

Und der lautet?

Genau so wie der Kardinalsatz des Christentums: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Ziehen Sie nicht die Stirne kraus. Der Stifter Ihrer Religion wird an uns mehr Freude haben als an denen, die sich nach ihr nennen, denen es aber garnicht einfällt, sein Gebot zu verwirklichen. Denn nicht in der jetzigen Ordnung der Dinge, die auf dem Egoismus des Individuums, der Stände und der Völker aufgebaut ist, kann dies Ideal verwirklicht werden, sondern ausschließlich in unserm Zukunftsstaate. Lesen Sie in der Apostelgeschichte was die ersten Christen thaten. Wir wollen genau dasselbe; jener erste schöne Versuch scheiterte, wir werden ihn siegreich durchführen! —

A. schwieg, aber seine Augen leuchteten vor Begeisterung und Siegesgewißheit. Wie beneidete ich ihn um beides!

Es thut mir nur leid, begann ich nach einer Pause wieder, daß ich das nicht mehr erlebe. Aber sagen Sie, welcher Weg führt zu dem Ziele?

Der einfache, gerade: wir werden die Menschheit dazu erziehen.

Und wer soll diese Erziehung ausführen, und wodurch?

Der Staat, d. h. die Gemeinde in ihren Schulen und Bildungsanstalten. Darum werden die Schulen ein Gegenstand von hervorragender Wichtigkeit für uns sein. Wir wollen Freiheit, und nur Bildung macht wahrhaft frei.

Bildung macht frei! Und ich sage Ihnen, es giebt nichts Falscheres als dies zum Ekel oft wiederholte Schlagwort unsrer Liberalen! Nicht frei macht die Bildung, sondern zum Sklaven. Sie lehrt den Menschen tausend Sachen kennen, die er im spätern Leben nicht brauchen kann; sie giebt ihm geistige Bedürfnisse und Ansprüche, zu deren Befriedigung ihm nachher die Mittel fehlen; sie macht ihn begehrlieh und unzufrieden. Und um das Maß voll zu machen, ruiniren uns die Schulbänke auch körperlich und rauben uns die Kraft des männlichen Willens. Das sind die Segnungen Ihrer Bildung.

Nein, Herr Baron, das sind die Segnungen des philologischen Popstums, welches jetzt die Schule beherrscht, und welches an die Stelle der Bildung das hohle Wissen gesetzt hat. Ich spreche von der harmonischen Ausbildung des Körpers, des Geistes und des Gemütes, wie die Gymnasien der alten Griechen sie erstrebten. Fort mit all dem gelehrten Plunder — eine allseitige Erziehung der Jugend zum Wahren, zum Schönen und vor allem zum Guten trete an

seine Stelle! Das wird die Menschen körperlich und geistig gesund und darum auch glücklich machen. Sind wir darin einig?

Sie sprechen mir aus der Seele! Nur in dem Einen greifen Sie fehl, daß Sie diese Erziehung ausschließlich der Schule zuweisen wollen. Freilich, wenn Sie die Familie abschaffen, bleibt Ihnen nichts andres übrig. Eins noch sagen Sie mir: Sollen denn z. B. alle Jungen Astronomie lernen?

Der Tadel in Ihrer Frage ist bitter, aber völlig ungerecht. Eben deshalb wird das Vorzüglichste geleistet werden, weil die Familien- und Vermögensverhältnisse niemandem mehr beengende Schranken ziehen. Nur die Befähigung wird entscheiden, und alle die vielen Talente, die jetzt im Kampfe mit niedrigen Verhältnissen zu Grunde gehen, werden zu voller Entfaltung kommen. Begreifen Sie denn nicht, daß das eine Blüte der Menschheit geben muß, wie die Welt sie nie gesehen hat?

Wenn es so sein könnte, gewiß! Ich bin aber noch nicht zu Ende mit meinen Fragen. Sie wollen den Kindern vor allem Moral beibringen. Auf welche positive Religion wollen Sie sich dabei stützen? Ohne Zweifel doch auf das Christentum?

Nein. Wir verwerfen jede positive Religion, denn wir bedürfen derselben nicht. Jeder Mensch wird einsehen, daß er, um glücklich zu sein, vor allem gut sein muß — darum werden alle gut sein.

Na na! sagt Papa Wrangel. So werfen Sie wohl auch den Glauben an Gott und an eine Fortdauer nach dem Tode über Bord?

Wer an solche von der Wissenschaft längst überwundene Dinge glauben will, dem werden wir es nicht wehren. Aber in unsern Schulen werden wir diese Lehren nicht dulden; sie würden rasch wieder zu den alten Mißbräuchen im Namen Gottes, zur Priesterherrschaft und zur Unterordnung des einen Menschen unter den andern führen. Wir aber wollen die Herrscherlosigkeit.

Dies ist der Punkt, Herr Doktor — erwiderte ich nach einer Pause —, wo unsre Wege sich definitiv scheiden. Eine religionslose Moral, wie neuerdings Herbert Spencer sie predigt, halte ich für das unsinnigste aller Undinge. Außerdem übersehen Sie völlig, daß die Religion nicht dazu allein dienen soll, die Beziehungen der Menschen zu einander zu regeln, sondern vor allem dazu, dem Einzelnen Kraft und Trost im Leiden zu verleihen und ihn über das Elend des Lebens hinwegzuheben, durch Vertrauen auf einen gütigen Gott und auf ein Jenseits.

Das erscheint Ihnen so, weil Sie nicht imstande sind, sich von den Angewohnungen der Kindheit freizumachen. Aber auch andre Überzeugungen als die Ihrigen können dem Menschen beigebracht werden, und ebenso feste. Glauben Sie nicht, daß der Areopag, welcher Sokrates zum Tode verurteilte, fest überzeugt war von seiner polytheistischen Lehre? oder war etwa Phidias, der den Zeus schuf, ein Dummkopf oder ein Zweifler? Sehen Sie mich an: ich glaube

nicht an Gott und nicht an Unsterblichkeit; ich bin religionslos in Ihrem Sinne; kein Richter wird nach dem Tode von mir Rechenschaft fordern. Dennoch nehme ich es mit der Erfüllung meiner Pflicht vielleicht ernster als Sie mit der Ihrigen, und wer von uns beiden freudiger das Leben erträgt und ruhiger dem Tode entgegensteht, das ist die Frage. Sie würden nichts dabei gewinnen, nur verlieren, wenn Sie die Traditionen wegwürfen, in denen Sie aufgewachsen sind. Aber glauben Sie mir, unsre Jugend, die nie etwas vom Christentume gehört hat, wird besser und glücklicher sein als die der Gegenwart. Denn daß trotz des fast zweitausendjährigen Bestehens Ihrer Religion die Selbstsucht nie ärger gewesen, nie ungeschelter proklamirt worden ist und nie brutaler geherrscht hat als jetzt, das werden Sie nicht bestreiten wollen. Das Christentum hat die schönste Nächstenliebe auf seine Fahne geschrieben, aber es ist nicht imstande gewesen, ihr zum Siege zu verhelfen. Nun werden wir es auf unsre Weise versuchen, und glauben Sie, uns wird es gelingen.

Wohlan, versuchen Sie es! Und wann wird Ihr Sieg errungen sein?

Wer weiß das! Aber das darf uns nicht kümmern. Wenn wir nach wiederum zweitausend Jahren die Hälfte, ja nur ein Zehntel des Weges zurückgelegt haben, und wenn wir uns auch erst nach hunderttausend Jahren dem Ziele nähern — was bedeuten hunderttausend Jahre im Leben der Erde! Für die nachfolgenden Geschlechter zu sorgen ist unsre Pflicht. Wir sollen nicht beanspruchen, da noch selbst zu ernten, wo wir gesäet haben. Möchten Sie nicht meinen Zukunftsstaat sehen, der die ganze Erde umfaßt, der jede Feindschaft zwischen den Völkern aufhebt, in dem alle Menschen Brüder und gut sind? Sie schweigen; Sie denken, auf Erden sei das unmöglich.

Sawohl, das denke ich.

Wohlan! — ich werde Sie mit ihren eignen Waffen schlagen. Es ist eine ausdrückliche Lehre des Christentums, daß Christus dereinst wiederkommen und daß dann ein Himmelreich auf Erden entstehen wird. So wird es sein — nur daß Sie ruhig abwarten wollen, bis Christus wiederkommt und jenes Reich aufrichtet, wir aber ohne Verzug selbst Hand anlegen wollen. Wer von uns beiden ist nun der Edlere? Und wenn Sie jetzt noch von der Unmöglichkeit der Verwirklichung unsrer Pläne und Hoffnungen sprechen, dann mögen Sie ein vortrefflicher Mensch sein — aber ein rechtgläubiger Christ, das sind Sie nicht. Lassen wir das — ich fühle, der Streit beginnt mich aufzuregen. Sie wissen jetzt, was wir wollen; Sie wissen, daß wir überzeugungstreu und opferfreudig sind; und wenn unsre Wege auch weit auseinander laufen, Sie werden uns nicht mehr mißachten — nicht wahr?

Nein, lieber Herr Doktor, rief ich, das werde ich nicht. Ich verlange Ihre Achtung und werde Ihnen die meinige nicht verweigern — selbst wenn wir einander mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen sollten — quod Deus bene avertat.

Sehen Sie meine Brust, sprach Dr. N. seufzend — was sollte ich wohl auf den Barrikaden thun! Meine Waffe ist die Feder; ich werde fortfahren, sie für die Sache zu führen, der ich mich geweiht habe. Ich thue meine Pflicht — es komme, was da wolle! —

Die Uhr schlug Mitternacht. Ich erhob mich rasch. Leben Sie wohl für heute, lieber Herr Doktor; wollen Sie morgen mit mir hinauf nach Les Abants? Die Narzissen beginnen bereits zu blühen.

Ich nach Les Abants! Ach, wenn ich das könnte!

Sie Armer! Und Sie wollen das Reich des Zaren umstürzen und die übrige Welt dazu!

Das will ich! Was sagt die köstlichste Figur des großen Britten, die trotz ihrer Dicke und Lächerlichkeit in allem stets den Nagel auf den Kopf trifft? Nun?

Sir John sagt zum Friedensrichter: „Was ist's, das die Schlachten gewinnt? — Der Geist ist's, Master Schaal!“ Sir John hat Recht! Auch diese größte aller Schlachten, die je auf Erden geschlagen, auch sie wird der Geist gewinnen, und auch ich bin berufen, sie mitzuschlagen — trotz dieses erbärmlichen Körpers. So hoffe ich doch nicht ganz vergebens gelebt zu haben. Gute Nacht für heute. Und wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so suchen Sie mich recht bald wieder auf, denn ich behaupte zuversichtlich: befreundetere Feinde kann es nicht geben als wir beide sind. —

Es war mir unmöglich, den Heimweg zu suchen; fast fieberhaft hatte das Gehörte mich aufgeregt. So wanderte ich denn langsam bis zum Hafenplage von Montreux und setzte mich vorn auf die Landungsbrücke der Dampfschiffe. Leise rauschten die Wellen, in erhabener Ruhe blickten die Schneegipfel der savoyischen Alpen herüber. Welch heilige Stille, Welch tiefer Frieden in der Natur! Weshalb denn stets Kampf und Elend im Herzen der Menschen?

Eben wollte ich wieder aufbrechen, da erklangen nicht fern helle Stimmen und fröhliches Lachen. Gottlob! es giebt doch auch noch glückliche Menschen.

Sie hier allein im Mondschein, nach Mitternacht? sprach die Professorin S.

Gewiß suchen Sie hier Inspirationen, um jemand anzudichten — rief Miß Ellen. Gestehen Sie, wer ist die Glückliche?

Sie fragen? Die Antwort steht vor mir.

Ach, Sie wollen mir nur schmeicheln! Aber Sie sind sehr thöricht gewesen, die Einladung ins Pensionat Dessesarts abzulehnen, welche Ihnen Mama mit Mühe verschafft hat. Wir haben einen reizenden Abend verlebt. Die jungen Mädchen haben Stücke von Molière und Voltaire aufgeführt; die schöne Holländerin — Sie wissen ja — hat als Cazike Zamore allen Zuschauern Thränen erpreßt. Wo haben Sie denn gesteckt?

Bei Ihrem Doktor.

Also wieder! Das ist doch arg! Und obendrein werde ich immer fort-

geschickt, wenn Sie kommen. Was für langweiliges Zeug haben Sie denn heute wieder beredet?

Nichts von Wichtigkeit, nur daß binnen kurzem eine furchtbare Revolution ganz Europa überfluten wird.

Das ist ja schrecklich! Werden wir denn vorher noch Zeit haben, Italien zu sehen?

Jedenfalls beeilen Sie sich. Oder glauben Sie, daß ich scherze?

O nein! Dr. A. sagt es auch. Denken Sie, heute bei Deseffarts habe ich eine junge Russin kennen gelernt, ein reizendes Mädchen — wir haben Schwesterchaft gemacht. Sie sagt, sie sei eine Nihilistin, und nächstes Jahr, wenn sie aus dem Pensionat nach Petersburg zurückkommt, will sie den Zar töten. Sie glaubt auch nicht an Gott und meint, alle vornehmen jungen Russinnen dächten so, das wäre die neueste Mode.

Sehen Sie, Miß Ellen, der Anfang des Endes beginnt schon. Wir müssen uns auf das Furchtbarste gefaßt machen.

Nun Sie doch nicht — was kann Ihnen denn zustoßen?

Was denken Sie von mir, Miß Ellen! Erlebe ich es noch, dann werde ich trotz meiner weißen Haare wieder zum Degen greifen und in vorderster Reihe die Barrikaden der Aufrührer stürmen helfen.

Natürlich werden Sie dabei totgeschossen.

Was schadet das! Giebt es für den Mann etwas Ehrevolleres als für seine Überzeugung zu sterben?

Das verstehe ich nicht. Aber was wird denn aus meinem armen Dr. A.? Wissen Sie wohl (flüsterte sie mir ins Ohr), daß er sich täglich mit Zimmerpistolen im Schießen übt?

Wir machen kurzen Prozeß, Miß Ellen. Fangen wir ihn mit den Waffen in der Hand, so wird er standrechtlich erschossen.

Das würden Sie thun?

Das würde ich thun, und mit voller Überzeugung.

Sch haffe Sie! Aber Sie sollen es bereuen! Mama sagte mir heute, in dem Abschiedsfestspiel, welches Sie für die Familie v. D. geschrieben haben, sollte ich als Duellnymphe von Baden-Baden auftreten. Ich denke garnicht daran!

Miß Ellen, machen Sie nicht sich und mich unglücklich! Ich habe ein Kostüm für Sie zeichnen lassen — blaßblauer Grenadine mit Wassertropfen darauf, einen Schilfkranz, im linken Arm eine antike Amphora — Sie werden entzückend aussehen!

Ich will nicht entzückend aussehen, wenn der arme Dr. A. erschossen wird! Nein, versprechen Sie mir, ihm das Leben zu schenken! Sonst ist von Duellnymphe keine Rede, und nie wieder spreche ich auch nur ein einziges Wort mit Ihnen.

Also Ihnen zu Liebe soll ich meiner festesten Überzeugung untreu werden?

Natürlich! Warum denn nicht? Papa spricht auch immer von seiner Überzeugung und thut doch stets, was ich will.

Miß Ellen — das Argument ist unwiderleglich. Ich strecke die Waffen. Darf ich Ihnen morgen die Zeichnung des Kostüms schicken?

Sehr gern; und nun verspreche ich Ihnen auch, daß ich Ihnen und mir Ehre machen werde. Adieu für heute! —

Das schöne Mädchen schritt am Arme der Mutter dahin. Sie steuert in überschäumender Jugendlust mit vollen Segeln hinaus auf das Meer des Lebens. Wird nicht auch sie ein Opfer des Sturmes werden, dessen Heranziehen ich deutlich sehe? Im Jahre 1787 spotteten die in Versailles versammelten Höflinge über den Träumer Cazotte, welcher prophezeite, vor Ablauf weniger Jahre würden die Häupter des Königspaares und aller Anwesenden, auch das seinige, unter dem Beile gefallen sein — und doch geschah es so. Kann uns nicht ähnliches widerfahren? Wohl müht die kleine Zahl der Klarblickenden sich redlich, an dem Strome des Verderbens schützende Dämme aufzuführen; aber wer kann sich darüber täuschen, daß das Wasser rascher wächst als die Dämme? Meinetwegen! Wir fahren fort, unsre Pflicht zu thun, und stellen das übrige Gott anheim.

Eins aber ist meine felsenfeste Überzeugung und zugleich mein Trost: Mag die Zerstörung den ganzen Erdkreis überfluten, endlich werden die Wogen sich brechen, die Taube wird mit dem Rettung verheißenden Blatte wiederkehren, und ein neues Geschlecht wird ein neues Leben beginnen; der Baum aber, unter dessen schirmendem Dache vielleicht zum zweiten male ein goldnes Zeitalter erblüht, wird kein anderer sein als das Christentum.



Notizen.

Die Pflichten des Reichthums. Inmitten der sozialen Gährung der Gegenwart liegt nichts näher, als die Pflichten des Besitzes hervorzuheben, und doch wird nichts mehr verabsäumt. Aus der Vernachlässigung dieser Pflichten von seiten der modernen Gesellschaft lassen sich im wesentlichen alle sozialen Revolutionen der Vergangenheit erklären, alle Kämpfe der Gegenwart begreifen, alle sozialen Wirren der Zukunft erkennen.

Was sind die Pflichten des Besitzes? Nicht Revolutionäre, nicht Sozialisten, nicht Kommunisten haben sie gelehrt, sondern die Träger höchster Kultur, die griechische Philosophie, das Christentum und die moderne Weltanschauung. Alle stimmen sie darüber überein, daß der Reiche die Pflicht habe, von seinem Ueberfluß